

---

## Magersucht: Der Einfluss von Genen und Umgebung

31.12.2010 | 11:38 | (Die Presse)

Eine genetische Disposition macht Mädchen besonders anfällig, bei übermäßiger Kontrolle in der Erziehung später Magersucht zu bekommen. „Glückshormone“ Serotonin und Dopamin spielen bei der Krankheitsentstehung eine Rolle.

Wenn eine psychische Krankheit auftritt, fragen sich viele: Wer hat die Schuld? Warum bin ich krank und meine Geschwister gesund? Vor allem bei der Erkrankung Magersucht tauchen diese Fragen (auch in Therapiegesprächen) auf. Und Magersucht bedeutet für die Familien eine ähnlich hohe Belastung wie etwa schizophrene Psychosen. „Aus Zwillingsstudien weiß man, dass sich etwa 57 Prozent davon durch die Gene erklären lassen“, sagt Andreas Karwautz von der Uni-Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der MedUni Wien. Bei Anorexia nervosa, wie die Erkrankung fachlich heißt, ist aber nicht ein bestimmtes Gen verantwortlich.

„Wie bei allen psychischen Störungen und vielen anderen Krankheiten ist das nicht ‚monogenetisch‘ angelegt. So etwas wie ein ‚Anorexie-Gen‘ gibt es nicht“, betont Karwautz. Eine von ihm geleitete Studie konnte nun den Zusammenhang einer genetischen Disposition mit Risikofaktoren aus dem psychosozialen Bereich belegen: Bei jenen Mädchen (und Magersucht betrifft zu 95 Prozent Mädchen), die eine bestimmte Mutation in einem Gen, das den Serotonin-Transport regelt, hatten, wirkte ein übermäßig kontrollierender Erziehungsstil der Eltern besonders stark als Auslöser für Magersucht.

Von genetischer Seite wusste man schon lange, dass die Systeme der „Glückshormone“ Serotonin und Dopamin bei der Krankheitsentstehung eine Rolle spielen. Serotonin beeinflusst z. B. Hunger, Appetit, Stimmung, Zwang und Angst. Für dieses bestimmte Gen des Serotonin-Transporters war bereits belegt, dass Mädchen mit einer Mutation ein um den Faktor 1,4 erhöhtes Risiko hatten, an Anorexia nervosa zu erkranken. „Außerdem gibt es unglaubliche Mengen an Literatur über psychosoziale Risikofaktoren, die zur Erkrankung führen können: belastende Lebensereignisse, elterliche Zuwendung oder Kontrolle, Erfahrungen mit Missbrauch oder Misshandlungen, Perfektionismus, Selbstwert usw.“, zählt Karwautz auf. Das Team der MedUni Wien hat nun erstmals die beiden Ansätze zusammengeführt und über 120 Schwesternpaare in London, Barcelona und Wien genetisch auf die Mutation des Serotonin-Transporter-Gens untersucht und zugleich mit den Mädchen und jungen Frauen intensive psychosoziale (wissenschaftlich standardisierte) Interviews geführt.

Elterlicher Erziehungsstil. „Zuerst dauert es zwei Stunden, bis man erfasst, seit wann, wie lange und wie schwer die Person die Diagnose Anorexia erfüllt. In weiteren vier Stunden werden die psychosozialen Risikofaktoren vor Ausbruch der Erkrankung erforscht. So etwas kann man nicht einfach per Fragebogen machen.“ Dabei wurden sensible Dinge wie belastende Ereignisse, Probleme mit anderen Personen, die Beziehung zu den Eltern oder Stressoren wie körperbezogene spöttische Kommentare beachtet. Mindestens zehn Probandinnen gingen der Studie verloren, da in den Gesprächen klar wurde, dass die vermeintlich gesunden Schwestern der magersüchtigen Mädchen auch bereits an Essstörungen gelitten hatten.

„Von all den Faktoren hatte nur der elterliche Erziehungsstil auf Mädchen mit dieser Mutation eine besonders starke Wirkung“, so Karwautz. „Übermäßige Kontrolle der Eltern führte bei ihnen vermehrt zu Magersucht, bei ihren Schwestern ohne diese Mutation nicht.“ Dies beweise wieder einmal, dass Menschen nicht alle gleich sind und bei ein und derselben Diagnose völlig unterschiedliche Ursachen dahinterstecken. „Wenn Eltern sagen: ‚Wir sind schuld‘, dann ist das wissenschaftlich gesehen zu verneinen“, so Karwautz. „Denn für die genetische Ausstattung kann keiner etwas. Der Mensch hält viel aus, es müssen immer viele Faktoren zusammenkommen, bis die Erkrankung ausbricht.“

Die Erkenntnis, dass Mädchen mit einer bestimmten genetischen Disposition bei ungünstigem Erziehungsstil leichter anfällig für Magersucht sind, kann bei Therapie und Beratung jedenfalls hilfreich sein. („Die Presse“, Print-Ausgabe, 01.01.2011)